

Sonntags-Blatt



Gratisbeilage zum „Mar-Bote“, Kreisblatt für den Untertaunuskreis.

Redaktion, Druck und Verlag der Kgl. Bayer. Hofbuchdruckerei von Gebrüder Reichel in Augsburg.

Josephas Glück.

Erzählung von Carry Brachvogel.

(Nachdruck verboten.)

Es kam anders. Eines Morgens fand man Frau Neuhofer in ihrem Bette. In der letzten Zeit war sie immer schwächer und stiller worden, fast apathisch. Die Kinder waren die letzten Menschen gewesen, nach denen sie Verlangen getragen hatte. Die Eltern erduldeten sie nur noch, aber sie begehrte ihrer nicht.

Wie sie fast allein mit der Krankenpflegerin, die seit Wochen die Pflege übernommen hatte. Josephas hatte versucht, in das Krankenzimmer zu kommen, aber sie lag wieder im Bette, wie das war, und die Wärterin machte ein Zeichen mit der Hand, die Schlafende nicht zu stören.

Josephas ge-
wollte dem
Jah, sei diesem
wied sie das
Krankenzimmer mit
Scheu.
Nach Neuhofer
Lina selten
leben. Fast

blieb ihre Tür verschlossen. Sie sprach kaum mehr zu ihm; er ergriff, so lag sie kalt und steif in der seinen. Unter dem Einfluß vollständiger Ruhe flackerte die erloschene Lebenskraft des Körpers noch einmal auf. Am nächsten Tages fand der Medizinalrat, daß für den Augenblick die Gefahr abgewendet sei. Das ganze Haus atmete

auf. Nur über Linas Büge glitt ein müdes, fast enttäuschtes Lächeln.

„Muß ich wirklich noch weiterleben?“ fragte sie den Arzt.
„Ja, Sie müssen! Mit der Lebenskraft wird auch der Lebensmut wieder kommen.“

Sie sah ihn stumm an. Zwei große Tränen tropften über ihre Wangen.

Der Lebensmut schien aber wirklich nochmals in ihr aufzuspringen, denn mit peinlichster Sorgfalt befolgte sie alle Anordnungen des Arztes. Ja, sie fühlte sich sogar schon so wohl, daß sie nachts allein, ohne Wärterin bleiben wollte.

„Bitte, bitte, lieber Medizinalrat, erlauben Sie es doch. Es macht mich so nervös, wenn ich nachts immer jemand im Zimmer weiß.“

Da der Arzt auch bei andern Kranken schon ähnliche Empfindungen beobachtet hatte und ihre Nächte in der Tat ohne jede Störung verliefen, gab er ihr nach.

Drei Nächte gingen ohne jeden Zwischenfall vorüber. Am vierten Morgen in aller Frühe klopfte das Stubenmädchen an Josephas Tür.

„Um Himmels willen, Fräulein Dohme, machen Sie auf!“ Erschrocken sprang Josephas aus dem Bett, entriegelte die Tür: „Was gibt's?“

„Die gnädige Frau...! Die gnädige Frau...!“ Josephas griff schon nach ihrem Morgenkleid. „Was ist's? Sprechen Sie rasch!“



Vom Balkan-Kriegsschauplatz: (Phot.: Leipziger Presse-Büro.)
Bulgarische Soldaten zum Ausmarsch geschmückt auf dem Hauptplatz in Sofia.

Das Mädchen brach in Schluchzen aus.

Josepha schrie auf: „Tot?“

Das Mädchen nickte.

Josepha wurde es schwarz vor den Augen.

„Der Medizinalrat — —?“

„Er ist gerade bei — bei —“

Des Arztes Hilfe fruchtete nichts mehr. Er konnte nur feststellen, daß Frau Neuhof an einer zu großen Dosis Veronal gestorben sei.

Neuhof geriet bei diesen Worten völlig außer sich. Er klagte sich in den härtesten Worten an, Schuld zu tragen am Tode seiner Frau. Warum hatte man ihr nachgegeben? Warum hatte er geduldet, daß die Nachtwachen aufhörten! Wie konnte denn die Schwerkrante selber noch bemessen, wieviel sie nehmen durfte oder nahm? Seine Selbstanklagen wurden immer heftiger, bis er laut aufweinend am Sterbebett zusammenbrach.

„Sie hätten es ihm nicht sagen sollen,“ meinte Josepha leise zu dem Arzt, als Neuhof außer Hörweite war.

„Ich mußte es.“

„Man hätte es ihm vielleicht später langsam beibringen können. Jetzt macht er sich die bittersten Vorwürfe.“

„Das geht vorüber. Bei jedem Todesfall denken die Angehörigen immer: „Hätt' ich dies oder jenes getan oder gelassen.“ Sie sind ein so verständiges Mädchen, Fräulein Dohme, Sie haben auch Einfluß hier im Hause, Sie werden Herrn Neuhof von der Grundlosigkeit seiner Selbstvorwürfe überzeugen können.“

„Ich werde es versuchen, so gut ich kann.“

Der Arzt traf noch einige Anordnungen, dann verneigte er sich und ging.

Zwei Minuten noch und Josepha wäre ihm ohnmächtig in die Arme gesunken.

Als sie sich ein wenig gefaßt hatte, trat sie zu der Toten hin und sah ihr ins Antlitz — zum letztenmal.

Im hellen Morgenlichte, im Gewirr der halbergrauten, ungekämmtten Haare sah die tote Tina jammervoll abgezehrt aus. Das herrlich gestickte Nachtkleid mit den blauen Schleifen sank tief ein über der Brust.

Lange sah Josepha auf die Entseelte nieder. Sie faßte nach Tinas herabhängender Rechten, schreckte zusammen, als sie die unheimliche Kälte der Totenhand spürte. Doch sie bezwang sich, neigte sich und drückte ihre frischen Lippen auf die unbeweglichen, schweren Finger. Der Leiche sollte sie willig alle Rechte einer Gebieterin. Dann raffte sie den Saum ihres Kleides in die Höhe und schritt gedankenvoll aus dem Zimmer.

Nun folgten jene Tage ununterbrochener, schmerzlicher Aufregungen, die keinem Trauerhause erspart bleiben. Neuhof war völlig gebrochen, die Kinder jammerten, die Diensthofen hatten sämtlich den Kopf verloren. Alles, was zu tun, zu denken, anzuordnen war, lastete auf Josephas Schultern. Auch sie sah angegriffen aus und war weicher, als es sonst in ihrer Art lag.

So verflossen einige Wochen. Dann kam alles ins alte Geleise zurück. Die Diensthofen gingen wieder pünktlich und selbständig ihren Obliegenheiten nach, die Kinder spielten, lachten tagsüber und beteten abends für Mama. Auch Herr Neuhof hatte sich wieder gefunden, obgleich er immer noch ernst und gedrückt blieb.

Eines Nachmittags in der Dämmerstunde klopfte es an die Tür seines Rauchzimmers. Fräulein Dohme war's, die Eintritt heischte. Sie kam, um ihre baldige Entlassung zu erbitten.

Mit großer Ruhe brachte sie ihr Gesuch vor, unterstützte es mit klaren, vernünftigen Gründen. Sie verschmähte die Redensart vom „armen Mädchen, das nichts besitzt, als seinen guten Ruf“, sondern erklärte Herrn Neuhof nur, daß sie es unrichtig fände, mit einem verwitweten Manne länger unter demselben Dach zu leben.

„Ich bin noch nicht alt genug, um nicht verleumdet zu werden! Ich bitte Sie also herzlich, sich um einen Ersatz für mich umzusehen. Ich werde niemals vergessen, wieviel Liebe und Güte ich in Ihrem Haus empfangen habe.“

Sie sprach wieder ganz so geläufig wie damals, als Erdmanns Antrag zurückgewiesen hatte.

Neuhof gab ihr in allem recht. Mit warmer Stimme sagte er: „Auch wir werden Sie nie vergessen. Wir bleiben immer in Ihrer Schuld für alles, was Sie uns in dieser schweren Zeit gewesen sind.“

Bescheiden entgegnete sie: „Ich tat nur meine Pflicht.“

Eine schwüle Pause entstand.

Beide wollten noch etwas sagen, noch etwas wissen. Beide fühlten, daß ein einziges schlecht gewähltes Wort die Verbindung verderben konnte. So saßen sie sich eine Weile schweigend gegenüber.

Endlich erhob sich Josepha. Es war ganz dunkel geworden im Zimmer, so daß Neuhof ihre Gesichtszüge nicht mehr unterscheiden konnte.

Bögernd streckte sie ihm die Hand hin. „Sie haben nichts dagegen, wenn ich den Kindern zuweilen schreibe?“

Es war das Wort, das gefehlt hatte.

In dankbarer Bewunderung zog Neuhof die schlante Hand an seine Lippen und küßte sie, küßte sie ganz ebenso, wie er wenigen Wochen Josepha die Hand der toten Tina geküßt hatte ...

Es war Nacht geworden. Josepha stand am offenen Fenster ihres Zimmers und starrte hinauf zum stimmernden Himmel. Eine weiche träumerische Nacht webte über der schweigenden Erde.

Entzückt sah Josepha zu den Sternen empor und suchte ihnen die schlanken Arme entgegen.

Eine Woche später fuhr Josepha im Neuhoff'schen Auto zur Bahn: sie trat eine Erzieherinnenstelle auf einem polnischen Gute an.

Ihre Nachfolgerin hatte sie selbst noch ausgewählt: ein hochgebildetes blondes, nicht gerade häßliches Mädchen, das Typus einer deutschen Erzieherin. Diesen Händen konnte sowohl die Kinder wie den Vater unbesorgt überlassen.

Die Kleinen weinten bitterlich, als sie ging, und ihr tat der Abschied von ihnen leid. Herr Neuhof war ganz bleich, er vermied es, Josepha noch einmal unter vier Augen zu sprechen. Als das Auto vorbeifuhr, verabschiedete er sich mit einer tiefen Verbeugung.

Unterhalb Jahre später kam Fräulein Dohme von dem polnischen Gute zurück, um dem verwitweten Herrn Neuhof zu mählen zu werden.

Die Trauung fand in aller Stille, nur vor zwei Zeugen im Neuhoff'schen Hause statt.

Als Neuhof seine Braut langsam durch die ihr so vertrauten Räume schreiten sah, strömte er über vor Stolz und Glück.

Wie eine Fürstin war sie anzuschauen in ihrem schwarzen weißen Atlaskleid, mit dem wallenden Schleier, den zarten und funkelnde Diamanten gürteten. Die Stimme verlagte sich. Er konnte nur ihre Hände fassen und flüstern: „Wie bist du! Wie schön...!“

Sie sah ihn mit ihren großen traurigen Augen an und lächelte. —

Ehe sie zur Unterzeichnung des Ehevertrages schritt, überreichte Neuhof der Braut ein zusammengefaltetes Briefpapier, einen Schenkungsbrief. Er sicherte ihr als Braut zwei Millionen nebst einem malerisch gelegenen Landsitz, das Neuhof erst kürzlich erworben hatte.

„Dein Nadelgeld und dein Witwensitz,“ erklärte er lächelnd. Er tat sich etwas zugute auf dies bescheidene Abergewicht, an dem er übrigens manche Stunde herumgefeilt hatte. —

Als sie den Inhalt des Blattes las, schlug ihr eine Welle ins Gesicht. Sie wußte wohl, daß er reich war, daß sie Herrin sein sollte über so viel, wie die Urkunde nannte — und verschwie, das hatte sie nicht gedacht!

Und nun ergriff es auch sie wie ein Rausch; die Fülle des Goldes machte sie trunken. Sie hatte Mühe, aufrecht zu erhalten.

Nie ist ein seligleitsstrunkeneres Paar zum Altar gekommen. Sie sahen einander an und lächelten verträumt.

Einmal nur, für eine flüchtige Sekunde, wollte es wie Schatten über Neuhoßs Stirn gleiten. Eine Frage stand in seinen Augen, die Antwort heischte und zugleich fürchtete. Er schloß die Augen, als schliche draußen vor der Tür hochzeitlichen Gemachs ein Geipensst — — — Die Jahre gingen hin.

Das Haus Neuhoß gehörte jetzt unbestritten zu den ersten Residenzen.

Die zweite Frau gab ihrem Mann alles, was er an der Welt vermist hatte: sie war eine Repräsentantin großen Stils, eine Sportsdame, eine Zierde jeden Ballsaals, jeden Salons. Wenn Neuhoßs jetzt Feste gaben, so berichtete die Lokalpresse darüber, zuweilen erschien sogar der eine oder der andere vom regierenden Hause, um an Frau Josephas Seite Wunder zu beschauen, die Künstlerphantasie ausgedacht und Herrn Neuhoßs Geld lebendig gemacht hatte.

Freilich schüttelten manche die Köpfe und prophezeiten der Ehe ein schlimmes Ende.

Die Frau um zwanzig Jahre jünger als der Mann — eine Schöne — eine Verschwenderin; man wußte doch jetzt schon, alles kommen mußte: Unfrieden im Hause — begründete Ursache — finanzieller Rückgang — schließlich großer Skandal, man vor jungen Töchtern gar nicht besprechen konnte — schließlich, ganz schrecklich! Aber man freute sich doch schon, hauptsächlich wenn man selbst eine Tochter besaß, die einem einen reichen Witwer geerbt hätte.

Aber Neuhoßs Glück war vorerst nicht etwa eine trügerische Illusion, sondern ein solider Bau, denn Josepha war eine kluge, energiegelade Gattin und eine Stiefmutter, deren fürsorgliche Hand den garstigen Klang des Wortes in schöne Harmonie brachte.

Sie hatte keine eigenen Kinder; um so mehr hing sie den Kindern der ersten Ehe an, die ihr ja keine Fremden waren, deren Erziehung und Entwicklung sie schon seit manchem Jahre geleitet hatte, da sie nicht Frau Neuhoß, sondern Frau-Neuhoß hieß.

(Fortsetzung folgt.)

AS

Ein Jägerstückchen vor Reims.

Von Wilhelm Müller.

(Nachdruck verboten.)

Wir hatten seit einiger Zeit den Vorpostendienst seitlich vom Wäldchen von V. übernommen. Kümmernten wir uns wenig um die Granaten, welche sie uns so groß wie die Kinder von drüben herüberschickten, sobald sich auch ein einzelner Mann von uns sehen ließ (die Vorposten sind zumeist gefährlichen Stellen sind sämtlich eingegraben), kümmerte uns doch nicht wenig ein großes, eine Strecke vor uns äußerster Vorpostenkette gelegenes steinernes Gartenhäuschen, in welchem sich größere und kleinere französische Granaten oft während der Nacht festsetzten, und von welchem dann am Morgen unsere Leute beschossen wurden, sobald nur die geringste Blöße gaben. Gingen wir dem Neste zu nahe, dann freilich kniffen die Rothosen mit ihrer Geschwindigkeit aus, während zu gleicher Zeit von den Granaten auf uns angerastet kamen, daß es eine

Was war zu tun? Wünschten wir dem verdammtten Gartenhäuschen samt und sonders den Untergang, so nahmen die Granaten sich nur um so mehr in acht, je einmal eine Granate auf sie zuwerfen und dadurch den beliebten Schlupfwinkel ihrer Granaten selbst zu zerstören; des Nestes wegen aber Pioniere kommen zu lassen und es in die Luft zu sprengen, das hätte doch noch mehr Umstände gemacht, als es in der Tat war.

So kommen wir denn einmal bei einer nächtlichen Schleiche über unsere Vorpostenlinie hinaus und stattdessen dabei dem Gartenhäuschen einen Besuch ab, uns den Fall ein wenig näher in der Nähe zu besehen. Das Haus schien dem Besitzer der „tieferen Mittelklasse“ zu gehören. Es war sehr einfach eingerichtet gewesen; denn alles, was ein französischer Soldatentherz entzücken mochte und zu gleicher Zeit transportabel und nicht allzu viel und nagelfest

war, hatten die Herren Franzosen bei ihren nächtlichen Besuchen bereits mit großer Sorgfalt ausgewählt und mitgehen heißen. Immerhin erinnerten noch die eleganten Möbel, wenn gleich teilweise zerbrochen und zerlegt, an geschwundene Pracht und Herrlichkeit; dazu gehörten auch ein Paar schön gearbeitete Marmortische eines großen Zimmers, wahrscheinlich des Speisesaals, welche zwei Gipsbüsten, Brustbilder in Lebensgröße, trugen — ich weiß nicht, wen vorstellend. Wir langten eine der Statuen herunter und —

famöser Gedanke blüht einem unserer Leute in diesem Moment durchs Hirn. Ohne ein Wort zu sagen, zieht er seine Feldmütze aus der Tasche und stülpt sie dem Gipsgesicht auf sein würdiges Haupt; dann zieht er den Waffenrock aus, die dunkle Unterjacke herunter, und drüber damit über Brust und Schultern des weißen Mannes. Wir hatten sofort die Absicht unseres Kameraden erraten, und lachend standen wir im Kreise herum. Nun mußte der Popanz nur noch eine große Pfeife in die Physiognomie bekommen. Aber eine unserer Pfeifen dranzugeben, das war zu viel verlangt; so mußte denn ein hakenförmiges Holzstück, welches am Boden lag, ausbilden, und ohne Besinnen schlug ich dasselbe unserm Bleichgesicht, weil es den Mund nicht öffnen wollte, durch die geschlossenen Lippen. Noch wird ein Marmortisch, unter einem „verloffenen“ Spiegel stehend, herangeschoben, an eines der großen Fenster gegen Reims gestellt, und der Popanz darauf, der nun, die Jägermütze fest auf dem Ohr und die Pfeife im Mundwinkel, unverwandt durch das offene Fenster gegen Reims hinausschaut. Das Werk ist vollbracht und wir überlassen unseren nächtlichen weißen Freund nunmehr seinem Schicksal.

Am andern Morgen, der Nebel hatte sich kaum zerteilt, hören wir's auch schon durch die Lüfte herüberkommen — nicht wie Zephyrusfäusen, sondern wie donnerndes Granatensausen. Der erste „Zuckerhut“ fliegt einige fünfzig Schritte über das Gartenhaus hinweg, der zweite geht schon kürzer, und die dritte Granate — sie beobachten drüben durch vortreffliche Gläser — prasselt glücklich in den Giebel des Gartenhauses hinein.

„Hat gegessen!“ ruft mir mein Nachbarposten zu und reibt sich vergnügt die Hände. „Jetzt wird unserem Bleichgesicht wohl die Pfeife ausgehen!“

Die Herren Franzosen aber mußten vermuten, daß sich eine größere Abtheilung von uns in dem Gartenhäuschen festgesetzt habe und daß irgend etwas im Werke sei; sonst hätte ja der Observationsposten in der Jägermütze seine gefährliche Stellung gewiß nicht so hartnäckig behaupten können!

Binnen kurzem waren denn auch noch einige Treffer in das Gartenhaus eingeschlagen und dieses selbst total in Trümmer verwandelt.

Unsere Berechnung war richtig gewesen; das Fazit stimmte. Wir hatten den Feinden eine gehörige Nase gedreht; sie hatten sich, wie wir es wollten, ihren eigenen Schlupfwinkel zerstört und konnten unsere Posten hinfort nicht mehr vom Gartenhäuschen aus beunruhigen.

hindenburg-Lied.

heil dir, du kühner held,
Der prachvoll uns gefällt,
heil hindenburg!
Dich preist die deutsche Welt;
Vom Alpenstern zum Belt
Tönt es ins weite feld:
heil hindenburg!

Im stärksten Sturmgebraus
hieltest du wacker aus,
held hindenburg!
Dank sei dir dargebracht,
Der du in mancher Schlacht
Siegtest mit mut'ger Kraft,
heil hindenburg!

heil dir! Mit lautem Schall
Rühmet man überall,
Was du getan!
Du hieltest treue Wacht
Im Osten Tag und Nacht;
hast gut dein Werk vollbracht,
heil hindenburg!

Paul Kleckhoff.

AS

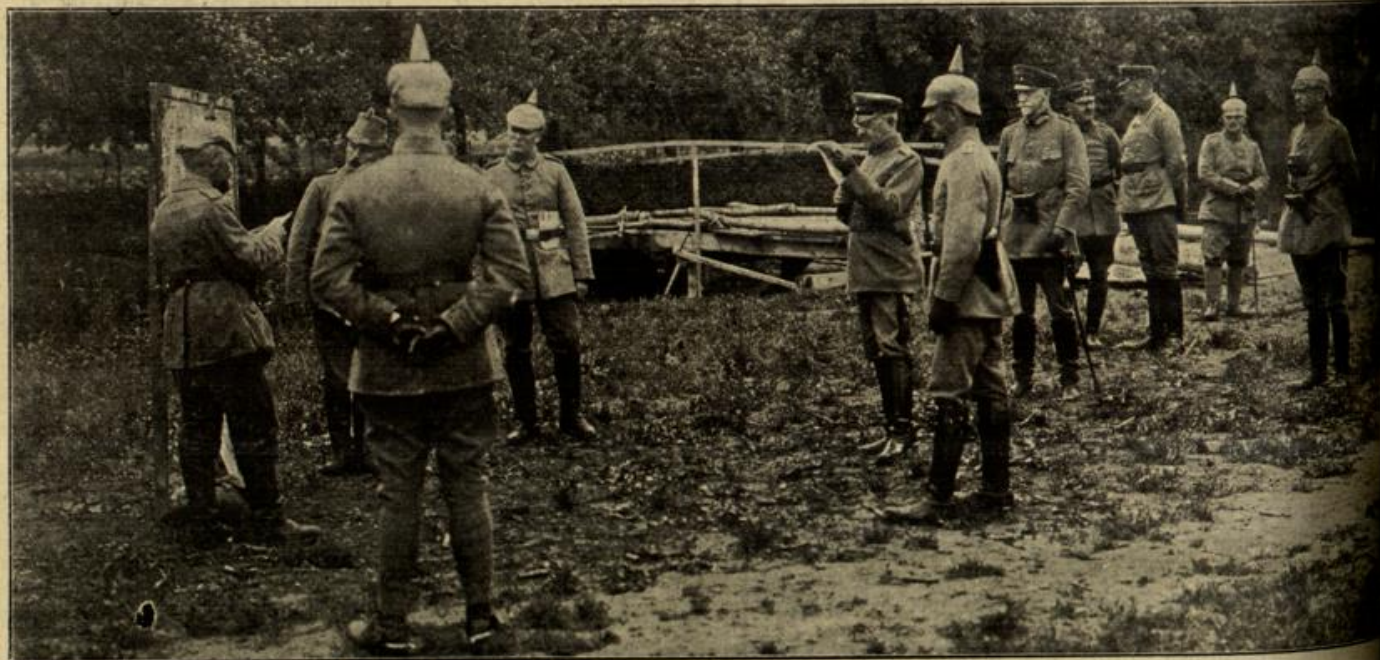
m.



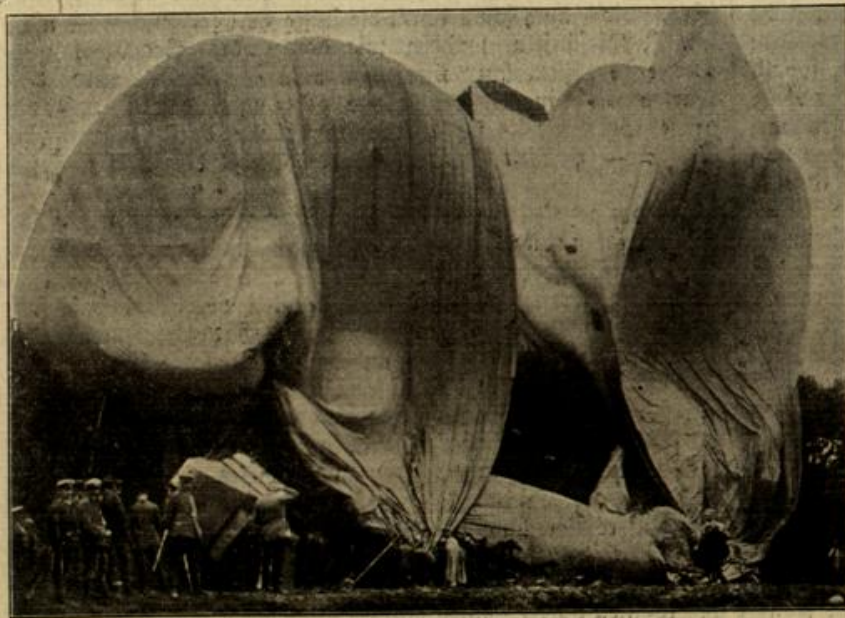
Vom östlichen Kriegsschauplatz:
Generalfeldmarschall Prinz Leopold von Bayern mit seinem Stabe
beim Frühstück im Walde.
(Phot.: Photothek, Berlin.)



Das Buch als Lebensretter.
Das Geschöß blieb in dem Buch, der
deutscher Soldat auf der Brust trug.
(Phot.: Leipziger Presse-Büro.)



Offiziersausbildung direkt hinter der Front im Westen: Die Offiziers-Aspiranten müssen in Gegenwart des Generals
und einiger Stabsoffiziere eine Erklärung der Gefechtslage an der Tafel ablegen. (Phot.: Frz. Presse-Büro.)



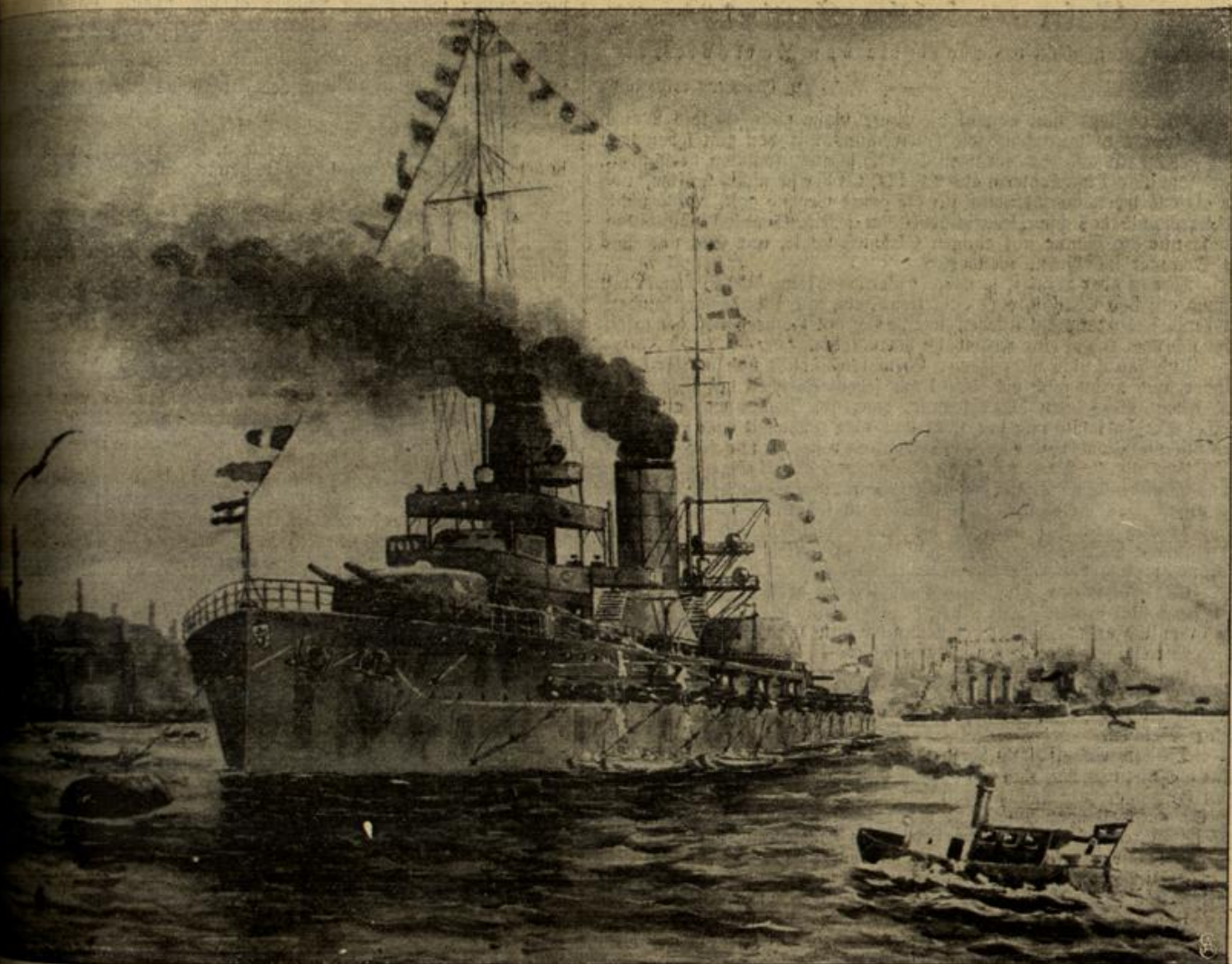
(Phot.: Presse-Photo-Vertrieb.)

Vom westlichen Kriegsschauplatz:
Das bei Kethel heruntergeschossene französische Luftschiff „Alsace“.



(Phot.: Presse-Photo-Vertrieb.)

Eine Flugzeugkanone in Schußbereitschaft.



Der türkische Kreuzer „Sultan Iawus Selim“ (ehemalige „Goeben“) im Hafen von Konstantinopel.



Vom Balkan: Saloniki mit Raf-Anlage.
(Phot.: Leipzig'ger Presse-Büro.)

Nein — solche Leute!

Ein Familienbild von Marietta von Markovics.

(Nachdruck verboten.)

Darüber war nun einmal die ganze Gasse einig — kein Mensch konnte es begreifen, wie Hillermanns mit den acht lebendigen Kindern und dem geringen Gehalte so auskommen verstanden. Die dicke Obsthändlerin aus Nr. 174, bei der sie nichts kauften, und die als das lebendige Blaubuch für die ganze Gegend galt, wußte nichts Uebleres, als daß die „Konzipiens“ an jedem Sonntag nachmittag, sobald nur die Sonne mit einigen Strahlen lachte, mit Sad und Pad im Sommer ins Grüne wanderten.

War es aber Winter, so nahm Hillermann seine älteren Kinder mit hinaus auf den Eisplatz, oder aufs freie Feld, und konnte dort stundenlang und seelenvergnügt zusehen, wie sie sich mit Schneebällen bewarfen, oder sich vom Hügel eine Rodelbahn herrichteten.

Und das mußte man sagen: Es waren hübsche und wohlgezogene Kinder, und wenn auch die Armut aus jedem Fältchen des Gewandes, aus jedem Stiefelchen herausschaute, ganz und sauber war alles, ein weißer Kragen fehlte nie; das Haar stets nett geschneitelt oder geflochten, und alle die Blontköpfe wiesen lachende und rosige, frische Gesichter auf. Und wie die Frau das fertig brachte, daß sie bei einer solchen Last von Kindern und den vielen häuslichen Verrichtungen noch die Zeit fand, die prächtigsten Gold- und Perlschmuckstücke zu liefern?

Freilich half jetzt Dorchchen, die Siebzehnjährige und Älteste, ein bildsüßeres Mädel, aber trotzdem! Und sie hatten immer lohnende, jahraus, jahrein dauernde Arbeit.

Und Hillermann selbst — der ging, einen großen Altenstoch unter dem Arm, stets mit fröhlicher Miene durch die schmale Gasse. Man konnte sich ordentlich ärgern, woher der Mann die gute Laune nahm!

Nur einmal — es waren ja zwei Jahre — da gab es große Trauer bei den „Konzipiens“.

„Klein-Leddy“, der Jüngste mit den rotgoldenen Locken, war plötzlich an Bahnkrämpfen gestorben. Es war wirklich schade um das kleine Kerlchen.

Die alte Postoffizialin Mellenthin, die mit Hillermanns auf einem Flur wohnte, war natürlich mit auf den Friedhof gegangen — mein Gott, man muß doch gute Nachbarschaft halten! — und bei der Heimkehr hatte sie im aufquellenden Mitgefühl der herzbrechend weinenden Mutter, um sie zu trösten, gesagt: „Na, liebe Frau Hillermann, beruhigen Sie sich doch! Sie haben ja noch acht Kinder am Leben.“

Frau Martha Hillermann nickte, aber unter leisem Schluchzen antwortete sie: „Ja — die hab' ich — aber Leddy war ja mein Liebling!“

Und — merkwürdig! — auch die beiden nächsten nach oben schienen ausgemachte „Lieblinge“ zu sein. Das waren zwei dicke, rosige Mädchen, ein unzertrennliches Zwillingsspärtchen.

Dann kam Rudi, der Sechsjährige mit dem Stumpfnäschen und den Grübchen in den Wangen. Der ritt vor dem Schloßengehen ein halb Stündchen aus Herbert Hillermanns Knieen — und war auch ein „Liebling“.

Und Kurt und Georg, acht und zehn Jahre, hatte das Elternpaar noch gewiß nicht missen mögen!

Kurt war schlau, wie ein Eiskläpchen, brachte dem Vater Pfeife und Pantoffeln herbei und holte der Mutter alles Nötige zur Küche ein — Georg aber war der beste Schüler seiner Klasse.

Ja, Georg war ein kleines Genie mit seltener Auffassungsgabe. Er hatte ein feines, vorzügliches Gehör für die Musik und lernte vom Organisten bei Sankt Matthäus das Cello und die Orgel spielen. Freilich vermochte sein schwacher Arm kaum noch den Bogen des Cello zu führen.

Oder glaubt ihr, sie hätten den Bierzehnjährigen, den Paul, hergegeben?

Der war ja Schiffsjunge — jetzt gerade weit fort, auf dem Ozean — und aller „Liebling“.

Es hatte ja Hillermann unendlich Mühe gekostet, den braven Jungen bei der Marine unterzubringen — aber wenn er dann in seiner kleidsamen Tracht, mit offener, unbedeckter Brust heimkam auf Urlaub, gesundheitsstrotzend und mit den Manieren eines kleinen Weltmannes, dann führten ihn die Eltern des Sonntags voll Stolz auf die Promenade Unter den Linden und Frau Marthas Augen schienen jeden Vorübergehenden, der dem hübschen Burtschen nachsah, zu fragen: „Nun — ist das nicht ein Prachtjunge? — ist ja auch mein Liebling!“

Und Dorchchen — den ewig lachenden Springinsfeld —, wer mochte den missen? — Dorchchen mit ihren fünfzehn Jahren war der leidhasigste Sonnenstrahl.

Sie zwitscherte mit den Schwalben in der Dachrinne um die Wette, sie machte in übersprudelndem Uebermute den Nachttauben, die sich der Hausherr in einem großen Käfig hielt, Konkurrenz. Dorchchen lächelte der Mutter die kleinen Strohpredigten von den Lippen und schmeichelte dem geliebten Vater die Sorgen von der Stirn. Ganz gewiß, Dorchchen Hillermann war ein wahres Sprühtauselchen.

Und hübsch war Dorchchen. Krause blonde Locken bedeckten à la Titus das zierliche Köpfchen und aus dem schelmischen Gesicht blickten ein Paar braune Augen gar lustig in die Welt.

Dazu hatte ihr der Herrgott eine dralle, niedliche Figur gegeben, der man es jetzt schon ansah, daß sie niemals zu den mondscheinartigen Vertreterinnen ihres Geschlechtes gehören würde.

Das lustige Dorchchen war in der Hillermannschen Familie das belebende Element — Lust, Licht und Frühlingssonnenschein.

Wohl das stricke Gegenteil in Gestalt und Temperament war Leonore, oder „Dorchchen“, wie man das Mädchen rief.

Groß und schlau, von zierlichen Formen, den kleinen Kopf mit einem Diadem prächtiger Zöpfe geschmückt, allen übermodernen Fri-

juren, allen kosmetischen Mitteln abhold, schaute Dorchchen mit großen, träumerischen Augenpaar in die Welt, aus dem eine reiche von Herzensgüte und Sanftmut sprach.

Nur etwas blaß und durchsichtig, elfenbeinschimmernder Farbe war Dorchchen — doch das hatte seine Ursachen, von denen später noch reden werden.

Dorchchen war das geborene Hausmütterchen.

Frau Martha Hillermann hatte in der Wirtschaft ruhig sitzen in den Schoß legen können, es wäre dennoch alles wie am Schindlanger ggangen.

Zu Dorchchen kamen die „Zwillinge“, wenn Dorchchens Nase zerschunden, oder Hannerls Schäschen ein Bein gebrochen. Beule, die sich Kurt an der Tischkante gestoßen, mußte Dorchchen mit Messer plattdrücken und liebevoll „kühl blasen“.

Georg machte seine schwierigsten Aufsätze unter Dorchchens währtem Rat, und sein Cello begleitete ihre liebliche, klangvolle Stimme, wenn sie „Kärntnerlieder“ mit Vorliebe sang.

Paul, der Schiffsjunge, hing gar mit zärtlicher Liebe an Dorchchen.

In jedem seiner Briefe versicherte er, wie er nur darauf eiferte, daß sein Schiff eine große Reise in ferne Länder antrete — wie er einen schönen Prinzen, reich und überaus mächtig, für sein liebes Schäschen ausfinden und ihr mitbringen werde.

Aber es flog kein Glücksschimmer bei solcher Nachricht, die die ganze Familie glücklich machte, über Dorchchens zart-blaße Wangen senkte dann wohl die Augen, die ein Schleier verhüllte, und blickte wie in weiten Fernen verloren, über Dächer und Schornsteine dahin, wo die Welt der Träume beginnt.

Und Dorchchen, der Wildfang —?

Nun, derjenige hätte es mit der kleinen Wetterhege zu kommen, der ihrer geliebten Dorchchen das geringste Leid zugefügt hätte.

Aber nach echter Badfischart hatte Dorchchen es herausgefunden, daß die Schwester in den letzten Monaten weit stiller und blässer als sonst geworden war.

Der wilde Springinsfeld sah mehr, als die stets und übermüht Arbeit überbürdete Mutter.

Natürlich beschäftigte Dorchchen dies Rätsel ganz außerordentlich. Dorchchen war stets still und zeigte keine Neigung, der Schwester zu vertrauen — indes gab sich Dorchchen das Wort, ihrem Geheimnis Leonorens zu kommen, sei es auf welche Weise immer. Wir werden bald sehen, wie der Zufall ihr Bundesgenosse wurde. Brrr! — Das war ein echtes Frühjahrswetter!

Der Regen klopfte an die Fensterscheiben und prasselte auf breite Zindbächer hernieder, welches das Stüd Vorbau an der Hausmauer vor Rasse schützte. Dazu raste der Sturmwind durch Gassen und über die Dächer und trieb den Rauch, statt hinter den Schlot zurück.

Der Himmel hatte ein griesgrünes Aussehen, wie der Hypochonder, der an seinem Stammtische seinen trauten Platz findet.

Da der Wind aus Nordost mit vollen Backen blies, war es kalt, und im Zimmer brannte ein helles Koksfeuer in einem Ofen.

Die große Petroleumlampe, der einzige Luxus, der bei Hillermann zu finden war — die große Lampe erleuchtete mit dem Lichte das ganze Zimmer. An der Wand tickte die große alte Uhr recht schlaftrig.

Der Familienvater, ein schwächliches, kleines Männchen mit müdigem Gesicht und hellblidenden Augen, saß an dem großen, geschauerten Tische, einen mächtigen Stoß Papiere vor sich.

Herbert Hillermann besaß in einem öffentlichen Anstalt Stelle eines därtig bezahlten Konzipisten.

Freilich — gegen seinen früheren Gehalt waren zweieinhalb Mark ja ein wahres Heibengeld zu nennen.

Genau jetzt vor vierzig Jahren war Herbert Hillermann im Amt als sechzehnjähriger Burtsche, als unbesoldeter, überzahliger eingetreten. Diese nicht sehr glänzende Stellung hatte er ganze Jahre innegehabt; aber er war jung und lebte von den herrlichen Einnahmen.

Dann bekam er vier Taler Gehalt durch ganze acht Jahre. Die Zeiten waren damals auch ganz andere; aber der nun besoldete hatte von dem Gehalte auch noch eine alte, kränkliche Mutter ernähren. Das war schon schwieriger und oft recht schwer.

Diese von ihm so geliebte Mutter starb zu unrechter Zeit. Herbert Hillermann erhielt kurz nach ihrem Tode zwei Taler Ruhegeld.

Diese Unsummen konnte er doch unmöglich allein verdienen. Und so heiratete er ein Jahr später seine Martha Leichter, die er schon lange verehrt hatte, die hübsche und fleißige Tochter einer aber auch armen Staatsbeamtenwitwe.

Die nicht allzuvollen Kisten und Kasten des jungen Mannes waren mit dem Kraute „Zufriedenheit und Genügsamkeit“ gefüllt, und dieser köstliche Talisman hatte bis jetzt in der langjährigen Ehe Macht bewährt. Sie waren glücklich und zufrieden gewesen.

Im Laufe der Jahre war Herbert Hillermann zum ersten Mal in erster Klasse und Vater von acht gefunden Kindern vorgekommen. Er hatte das Gehalt keineswegs gleichen Schritt mit der Arbeit und vielen hungrigen Mäulchen gehalten.

Was nun fehlte, mußte nach den Amtsstunden, die um ihn aufhörten, durch häusliche Schreibarbeiten zuverdienst werden.

Herbert Hillermann schrieb eine schöne, überaus zierliche, war schlau, sauber und sehr verlässlich und hatte immer zu tun, damit

Generation, die Schreibmaschine und Stenographie gelernt hat, viel Konkurrenz machte. Aber es gab immer noch genügend, die von dem modernen „Krimskrams“ nichts wissen und eine Handschrift haben wollten. Diese suchten ihn auf. Er war es ein Lustspiel, bald ein Drama, das er kopierte; dann ein Stof Aktien für einen Advokaten, ein Heft lyrischer Gedichte in jungen Boeten, oft auch ein Band Notizen. Obwohl alle diese Arbeiten durchaus nicht glänzend honoriert wurden, gaben sie doch eine Zubuße von zwanzig bis dreißig Mark, wenn

er fleißig war. Das ist für eine Familie immer ein kleines Kapital. Herbert Hillermanns Wünsche gipfelten darin: die vollen tausend Mark jährlich zu erreichen. Er hoffte in Bälde diese Aussicht realisiert zu sehen, denn am 1. Mai waren es fast vierzig Jahre, daß er in den Amtsdienst getreten und — das war in wenigen Tagen.

Wie gesagt — der Hausvater soß über seine Arbeit gebeugt. Es war ein neues Operettenlibretto, für dessen saubere Kopie man ihm ganze fünfunds zwanzig Mark zugesichert hatte, wenn er es in acht Tagen fix und fertig haben würde. (Schluß folgt.)

Allerlei.

Von den Kriegsschauplätzen.

(Zu unsern Bildern.)

Ein Teil unserer heutigen Bilder führt uns auf den Balkan, wo ein wichtiger Teil der Entscheidung in diesem Weltkrieg ist. Die diplomatische Niederlage des Vierverbandes auf dem Balkan war vollständig, als Bulgarien sich entschloß, an die Seite der Deutschen zu treten und Griechenland und Rumänien erklärten, neutral zu bleiben. Als die Bulgaren begeistert zu den Deutschen stürzten, um sich ihr Recht auf Mazedonien von den Serben zu verschaffen, da half der Entente auch das Abenteuer von Saloniki, das die Russen landete, nicht viel. Vor dem Ansturm der Armeen der Entente und Bulgariens sahen die Serben mit Verzweiflung dem Verlauf der Dinge entgegen, elend im Stich gelassen. Nun ist es auch aus mit der Dardanellenaktion. Die Russen haben tapfer und erfolgreich ausgehalten, unterstützt von französischen Offizieren, die bei ihnen weilen. Zu den türkischen Streitkräften gegen die Russen im Schwarzen Meer haben insbesondere die Kriegsbegonnen deutschen Schiffe „Göben“ („Sultan Mahmud II.“) und „Breslau“ („Midilli“) beigetragen. In der Westfront hat die große französisch-englische Offensive den Deutschen nichts anhaben können. Dazu waren die deutschen Soldaten tapfer, und dafür hatte die deutsche Heeresleitung zu schlagen. Ihre Vorbereitungen jeder Ueberraschung vorgebeugt. Das, was die Engländer abgeht, ein entsprechend ausgearbeitetes und zahlreiches Offizierskorps, ist ja eine der starken Seiten der deutschen Armee. Alle Lücken, die hier gerissen werden, werden gefüllt. Diejenigen unter den Soldaten, die sich wegen ihres Alters und ihrer Fähigkeiten besonders zu Offizieren eignen, werden, wenn nötig, direkt hinter der Front einen Offiziersausbildungslager mit. Die Franzosen haben auch mit ihrem berühmten Luftkrieger wenig Glück gehabt. Es wurde bald von den Deutschen abgeschossen, wie ja überhaupt das deutsche Flugwesen sich dem Luftkrieg überlegen gezeigt hat. Eines unserer Bilder zeigt eine Flugkanone in Schußbereitschaft. Vom östlichen Kriegsschauplatz sehen wir einige Bilder. Der kaiserliche Prinz Leopold von Bayern mit seinem Stabe beim Frühstück im Walde. Merkwürdige Zufälle ereignen sich im Krieg, und geringfügige Dinge sind es oft, die ein Leben ändern. Eine solche bedeutende Rolle kann ein Buch spielen, das der Kaiser auf der Brust trägt. In den Ostprovinzen sind die Deutschen sehr weit vorgedrungen. Manche Not haben sie in den kaiserlichen geräumten Städten lindern können, so auch in Libau, dem kaiserlichen Kriegshafen.

Rätsellecke.

Rätselhafte Inschrift.



Quadraträtsel.

A B B D
E E E E
N N O O
R R R R

In den senkrechten und wagerechten Reihen entstehen die folgenden Wörter:

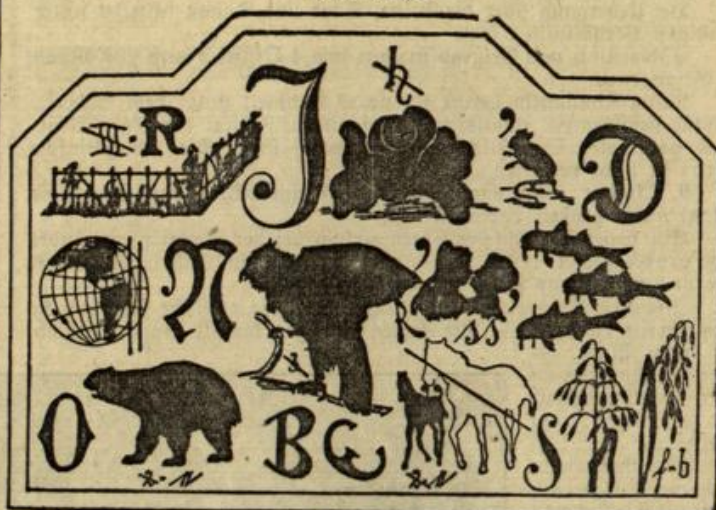
Reibungsstid,
deutscher Fluß,
Stadt in der Schweiz,
Mädchenname.

Paul Kieckhoff.

Rätsel.

Tod und Vernichtung
überall
Verbreitet rings das Wort,
Nicht Stahl und Felsen hält
ihm stand,
Wie Spreu segt sie es fort.
Als Lederbissen zugleich
gilt's
Für Frau und Kind und
Mann.
Es kommt beim Wort ganz
lediglich
Nur auf die Fällung an.

Bilderrätsel



Begierbild.



Wo ist der feindliche Flieger?

Auflösungen der Aufgaben in der letzten Nummer.

Auflösung des Bilderrätsels:

Lieb Vaterland, magst ruhig sein.

Auflösung des Rätsels:

Leine.

Auflösung des Ordensrätsels:

In Treue fest.

Auflösung des Homogramms:

B F O
B e r t a
F r i t z
O t t e r
a z r

Auflösung des Mösselsprungs:

Bei Unverträglichkeit geblüht kein Feuer im Haus,
Der eine bläst es an, der andere bläst es aus.

Auflösung des Homonyms:

Feige.

Auflösung des

Leiterrätsels:

A n e g e r
g o r w i n k
r u h i g
u t i a r a s
e

